



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Les tronçons du glaive

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

mitgeteilten Stücke müssen *cum grano salis* gelesen, ihre Ganztöne etwas nach unten, ihre Halbtöne nach oben verstimmt werden. Der Engländer Ellis hat diese Entdeckung vorbereitet, Stumpf hat sie akustisch festgestellt und mit diesem einen Fall der musikalischen Theorie und der Ästhetik neue Arbeitsfelder geöffnet. Es gilt die musikalischen Naturgesetze durch die exotischen Thatfachen zu erweitern und zu berichtigen, von der Tonpsychologie angenommenen Möglichkeiten in der Wirklichkeit nachzuspüren, für die Unererschöpflichkeit der natürlichen Mittel der Musik neue Beweise zu bringen, den Glauben an die Zukunft dieser Kunst, die Liebe zu ihr zu verstärken.

Belangreich ist es, daß Stumpf seine akustischen Untersuchungen auch auf siamesische Instrumente in europäischen Museen ausgedehnt und sie des Vertrauens für unwürdig befunden hat. Bedenkt man, daß Fétis von dem alten abgebrochnen Spazierstock, der in Florenz als altägyptische Flöte gezeigt wird, eine vollständige Theorie der Pharaonischen Musik abgeleitet hat, so muß Stumpfs Befund auch die musikalischen Antiquare künftig zu größerer Vorsicht zwingen. Den Betrieb der musikalischen Völkerkunde aber stellt seine Arbeit schlechterdings auf neue Grundlagen. Nur dann, das ist ihr Hauptergebnis, versprechen die Beobachtungen über exotische Musik einen ernst zu nehmenden Ertrag, wenn die Reisenden mit vollständiger fachmusikalischer Ausbildung und mit allen zu Elementaruntersuchungen nötigen Mitteln an sie herantreten. Unter ihnen ist der Phonograph das neueste. Daß er, obwohl seiner Benutzung noch Schwierigkeiten entgegenstehn, auch das bedeutendste ist, ergibt auch Stumpfs Arbeit. Wie das in Österreich schon geschieht, sollten deshalb überall Musiker und Linguisten in seinem Gebrauch geschult werden.



Les tronçons du glaive



...ein zwei französische Schriftsteller, ein talentvolles Brüderpaar, den Abschnitt des deutsch-französischen Kriegs, während dessen Gambetta die Landesverteidigung leitete, an den Schicksalen einer in die Kriegsereignisse verwickelten, zahlreichen und weitverbreiteten Familie schildern, so hat ein solches Werk für uns Deutsche nicht bloß deswegen Wert, weil uns daraus ein französisches Laienurteil über die damalige Kriegsführung beider Heere entgegentritt. *) Die Besprechung der Vergangenheit bietet den Verfassern vielmehr auch Anlaß zu allerhand Betrachtungen, die uns für die Beurteilung der gegenwärtigen Stimmung gebildeter französischer Kreise Deutschland gegenüber von Wert sind, und wir glauben *les tronçons du glaive*, die sich durch viele künstlerisch vollendete Schilderungen der Verhältnisse und Begebenheiten aus-

*) *Les tronçons du glaive*. Von Paul und Victor Margueritte. Paris, Plon-Nourrit & Cie., 1901.

zeichnen, umsomehr einer eingehenden Erörterung unterziehen zu sollen, als dabei manches zur Sprache kommen wird, was von allgemeinem Interesse sein dürfte.

Unter den *tronçons du glaive*, den Splittern von Gallias Schlachtschwert, verstehen die Verfasser das, was Gambetta, als er am 9. Oktober 1870 in Tours, dem damaligen Sitz der Landesverteidigung, recht wie ein *deus ex machina* eintraf, an Kriegsmaterial vorfand, und was er zu dessen Ergänzung mit erstaunlicher Energie und großem organisatorischem Talent im Laufe von vier kurzen Monaten zu beschaffen imstande war. Von Belfort und einigen kleinern festen Plätzen abgesehen, kommen für den von Frankreich in dieser Zeit geleisteten Widerstand neben dem eingeschlossenen Paris vornehmlich Tours und Bordeaux, die einander als Regierungssitze ablösten, und vier Armeen, die Nord-, die Loire-, die Vogesen- und die Ostarmee in Betracht. Das sind denn auch die sieben von den Gebrüdern Margueritte für ihre Erzählung gewählten Hauptschauplätze; als Stammsitz der Familie Réal, an deren Erlebnissen sich das Ganze halb historisch halb romantisch abspielt, kommt ein achter, das Schloß Charmont bei Amboise in der Touraine hinzu.

Von den vierundsechzig nicht der Geschichte, sondern dem Roman angehörenden Persönlichkeiten, mit denen uns die Verfasser bekannt machen, und für deren Schicksal sie unsre Teilnahme erwecken, werden uns bei dreißig auch die Vornamen genannt, die wir uns genau einprägen müssen, da uns deren Träger im weiteren Verlauf der Erzählung oft nur mit diesen bezeichnet werden. Nimmt man hinzu, daß man es in dem Buche nebenher noch mehr oder weniger mit allen deutschen und französischen Notabilitäten zu thun bekommt, die während dieses Zeitabschnitts auf die Schicksale Frankreichs von Einfluß waren, so kann man den Verfassern wohl das Zeugnis geben, daß ihre Dichtung stofflich reich bedacht ist. Man hat dabei, wie das ja auch bei den neuern Zolaschen Romanen der Fall ist, bisweilen den Eindruck, als ob man ein lehrreiches, für gewisse Leserkreise mit Hilfe der vierundsechzig Figuren und ihrer Schicksale illustriertes Compendium studierte.

Der Maßstab eigentlich geschichtlicher Kritik eignet sich für das Buch schon um deswillen nicht, weil darin gerade die gewagtesten Behauptungen und extremsten Urteile den vierundsechzig fiktiven und deshalb unverantwortlichen Personen des Romans in den Mund gelegt werden. Aber das ist eine Beschränkung, die man sich bei jedem sogenannten historischen Roman auferlegen muß, und sie wird im gegenwärtigen Fall durch eine so üppige Pracht oft geradezu meisterhafter Schilderung wett gemacht, daß wir mit den Verfassern in Bezug auf skrupulöse Wiedergabe des rein Thatsächlichen nicht gern allzu streng ins Gericht gehn möchten. Sie haben sich offenbar durch französisches Quellenstudium sehr gründlich dokumentiert, wir meinen damit, sie haben sich durch Umfrage und Nachlesen mit dem Zeugnis derer, die etwas aus eigener Wahrnehmung wissen konnten, vertraut gemacht. Mit deutschem Quellenstudium scheinen sie sich dagegen weniger befaßt zu haben. Allerdings ist gegen das einem requirierenden Dragonerleutnant in den Mund gelegte: „naus mit dem Zeug“ nichts einzuwenden, und die echte Nonchalance der Wendung verrät den mit allen Feinheiten des Leutnantjargons vertrauten Sprachforscher, aber bei Vergleichung auch nur einiger der gangbarsten und maßgebendsten deutschen Werke würden die beiden ebenso klugen als wahrheitsliebenden Verfasser sofort dahinter gekommen sein, daß einiges, worauf sie sich mit besonderm Selbstgefühl und Behagen beziehen, in das Bereich der populären Legende gehört, und daß die geschichtliche Kritik damit, um rein sachlicher Gründe willen, ein für allemal aufgeräumt hat. Wir werden weiter unten einiges in diese Kategorie Gehörige zu erwähnen haben. Franzosen könnten sich vielleicht mit Recht über eine solche Einseitigkeit des Quellenstudiums beklagen: wir thun es nicht, denn das Interessanteste an den

tronçons du glaive ist uns die Wiedergabe der gegenwärtigen französischen Stimmung Deutschland gegenüber, und dieser Wiedergabe würde eine bessere Information der Verfasser als kühlender und beruhigender Trank Eintrag gethan haben.

Frankreich und französisches Wesen sind uns nicht fremd, und wir wissen allerdings, daß die revanchefreudige Gesinnung der Gebrüder Margueritte nicht ohne Unterschied der ganzen großen Nation eigen ist, sondern daß es in ihr nahezu auf allen Stufen laue Seelen giebt, die den behaglichen, gedeihlichen Frieden einem fanatischen Rachekrieg vorziehen. Aber für einen sehr großen Teil der gebildeten und ideal angelegten Franzosen ist doch der Deutschenhaß und mehr noch die Verachtung des deutschen Barbaren, wie die tronçons du glaive sie atmen, geradezu typisch, und deswegen wünschen wir so sehr, daß möglichst viele von unsern Landsleuten das offenbar aus vollster Überzeugung und im vermeintlichen Besitz durchaus humaner Anschauungen geschriebne Buch lesen. Sie können daraus deutlicher als aus Zeitungsartikeln sehen, daß der Deutsche nach wie vor für die große Mehrzahl der Franzosen ein roher, ungebildeter Barbar ist, und daß Leute wie die Gebrüder Margueritte, die mit ihren Ansichten in dieser Beziehung keineswegs vereinzelt dastehn, auf nichts warten, als auf die Gelegenheit, mit einiger Chance von Erfolg im Namen der Zivilisation und des Rechts über uns herfallen zu können.

Wenn die Wunde, die ihnen die année terrible geschlagen hat, geschlossen scheint, so ist das um so schlimmer, denn sie eiert unter der Narbe. Wer das nicht weiß und keine Gelegenheit hat, sich durch persönliche Erfahrung davon zu überzeugen, brauchte eigentlich nur dem Dreifußprozeß und der Zarenliebedienerei ein aufmerksames Auge zuzuwenden. Das sind untrügliche Symptome, und dieselben Elemente, die das französische Volk in Rennes und in Kronstadt auf Bahnen geführt haben, die es nie betreten hätte, wenn sein Rachedurst gegen Deutschland minder heiß gewesen wäre, werden auch nicht ruhen, bis ihnen der Herzenswunsch ihres ersehnten kleinen Kriegs, de leur petite guerre, gewährt ist. Thue Geld in deinen Beutel, Horazio, predigen uns die tronçons du glaive. Herzensmichel, laß dir lieber sonst etwas abgehn, und wenn es Bier und Cigarren wären, als es an einem möglichst langen, wuchtigen und scharfgeschliffnen Schwerte fehlen zu lassen! Kommen werden die Rothosen, darauf kannst du Gift nehmen: was sie sich dabei holen, Pr—ovinzen oder Pr—ügel, das hängt von dir ab.

Mit den vierundsechzig Namen der Romanhelden und Romanheldinnen — reizend geschilderte namenlose Erscheinungen, wie z. B. der kleine moblot des Delourmelschen Ehepaars, sind in diese Zahl nicht einmal einbegriffen — wollen wir das Gedächtnis des Lesers nicht beschweren, aber den Ausgangspunkt und die Hauptzüge des Romans müssen wir doch mit ein paar Worten andeuten.

Drei Generationen einer zahlreichen, den Leser sehr freundlich anmutenden Familie Réal, Großeltern, Kinder und Kindeskinde, sind in Charmont, dem Schlosse des Großvaters, zu einer Hochzeit vereinigt. Wer von den Lesern bei dem Diner ordentlich aufpaßt und sich die Jean, Charles und Eugènes, die Marceline, Gabrielle und Marien richtig merkt, der ist für die Weiterreise gerüstet. Der Bräutigam Eugène ist der älteste Enkel des Schlossherrn, seine Braut Marie dessen Großnichte. Charles Réal, der Vater des Bräutigams, ein Chemiker, macht in Sprengstoffen und wird sich bei der Bogesenarmee, dessen Bruder Gustave als Arzt bei der Nordarmee nützlich machen. Von den drei Söhnen des Chemikers — der Arzt ist Junggeselle — wird der Bräutigam in drei Tagen Charmont verlassen, um als Leutnant der Nationalgarde am Feldzuge bei der Loirearmee teilzunehmen, der zweite, Louis, wird bei einem Feldtelegraphenbureau Verwendung finden, der dritte, Henri, noch Adolescent, begleitet seinen Oheim, der Zuavenoberst ist, zur Bogesenarmee. Von drei entfernten Vettern, die den Familiennamen Réal mit dem Zu-

jaze de Nairve führen, sind beim Hochzeitsfest nur zwei zugegen; der eine von ihnen ist in der Nähe von Charmont Oberforstmeister (inspecteur des forêts), der andre, ein Lebemann in des Worts verwegenster Bedeutung, hat aus Amerika, wo er gerade weilte, fünfundzwanzig Parteigänger mitgebracht, die er in tadelloser grauer Montur dem Staate und speziell Garibaldi unter dem Namen der chasseurs des Pampas zur Verfügung stellt. Das schmeckt etwas nach Lederstrumpf und Mohikanern, aber ganz so schlimm, wie man fürchten möchte, kommt es nicht. Bei einem Streifzug wird zwar in echt Cooperscher Manier einer Uanenbedette die Gurgel abgeschnitten, aber in Nutun, wo die Guérilla d'Orient — es gab auch die Manter Bären und die Draner Panther — bei einem badiſchen Angriffe verduftet, ziehn sich die chasseurs des Pampas in Abwesenheit ihres Führers, der seinem Vergnügen nachgegangen ist, mit Anstand tirailierend zurück. Der dritte Réal de Nairve, ein Fregattenkapitän, fehlt, da er als Unterkommandant des Pariser Forts Juvy „eingeschlossen“ ist, ein Schicksal, das Martial Poncet, ein angeheirateter Großniese des alten Réal und Bildhauer, der auf dem linken Seineufer in der Rue Soufflot wohnt, mit ihm teilt. Martials Vater, ein Chemiker, membre de la commission spéciale de l'armement par le concours de l'industrie privée, darf nicht vergessen werden. Er heißt der Hexenmeister (le Sorcier), hat eine große Nase, auf der eine goldne Brille sitzt, und nimmt in Tours und Bordeaux am Räte der Götter teil. So oft er von Gambetta kommt, bei dem er freien Zutritt hat, erstattet er ausführlichen Bericht: auch kleine Nachlässigkeiten in der Kleidung des großen Mannes — chemise baillante entre le gilet et le pantalon — werden dabei nicht übersehen.

Man sieht, die Sache ist mit gutem Bedacht so eingerichtet, daß die Familie Réal auf jedem der acht Schaupläze einen oder mehrere Vertreter hat, die bereit sind, erschotene, aber leider nie zu rechter Verwertung kommende französische Siege dithyrambisch zu feiern, die Drangjale jener für alle französischen Heeresteile verhängnisvollen vier Monate über sich ergehen zu lassen und entweder ihrer Unzufriedenheit mit ihren Führern oder ihrem Abscheu für alles, was deutsch ist, schwungvoll bereiteten Ausdruck zu geben. Etwas Künstliches und Gemachtes hat diese Veranstaltung, das leugnen wir nicht, und die große Gewissenhaftigkeit der Verfasser, die redlich bemüht sind, uns jede Facette ihres Edelsteins recht zu Gesicht zu bringen, macht diesen Übelstand bisweilen fühlbar; aber im allgemeinen muß man sagen, daß sie sich ihrer Aufgabe, ein Familiendrama mit dem historischen zu amalgamieren, mit außerordentlichem Geschick entledigt haben, und daß die den Höhepunkt des Romans ausmachenden zwei Familienkatastrophen, die unsre aufrichtige Teilnahme erwecken müssen, mit den geschichtlichen Ereignissen zu einem künstlerisch wirkenden Ganzen zusammengeschweißt sind. Wir können den Verfassern zwar weder eine nähere Bekanntschaft mit deutschen Geschichtsquellen noch vorurteilsfreie Unparteilichkeit anrühmen, aber loyal und um Gewinnung eines billigen Urteils bemüht sind sie offenbar; gerade das, wovon sie ausgehn und was sie im Vorwort als einen ardent amour de la France bezeichnen, ist es, was nach unsrer Meinung das Buch für deutsche Leser belehrender macht als für französische.

Anfang der vierziger Jahre reiste ein Tausendkünstler im Königreich Sachsen von Stadt zu Stadt, der dem erstaunten, namentlich aus Kindern bestehenden Publikum eine besondere Art mechanischen Kunsttheaters vorführte. Sein Apparat bestand aus einem achteitigen, schwanenhausartigen, drehbaren Pavillon, dessen Seiten ebensoviel Bühnen waren. Sobald auf der Bühne A, die eine Schneelandschaft darstellte, die Schneeballbataille, das Schusseln und die Schlittenpartie vorüber waren, und man den Mond über der sich allgemach in nächtliches Dunkel hüllenden Landschaft hatte aufgehn sehen, indes hinter den bunten Glas-

scheiben der umliegenden Häuser freundliche Lichter sichtbar wurden, kam infolge einer leichten Drehung des Oktogons um die im Zentrum verborgene Achse die Bühne B zum Vorschein, und das staunende Auge erblickte das Aufziehen der roten Bärmützensgarde im königlichen Schloßhofe zu Dresden, eine für den Geldbeutel unsers Vaters mörderische Darbietung, da uns zehn Pferde nicht eher vom Platze gebracht hätten, als bis wir im Verlauf einer zweiten Serie dieses unvergeßliche Schauspiel zum zweitenmale genossen hatten. Hatte uns schon die drehbare Bühne am Münchner Residenztheater an diesen ersten theatralischen Genuß erinnert, so war dasßelbe auch bei der Lektüre des Marguerittischen Buchs der Fall. Ein kleiner Reklamebogen mit den Photographien der Verfasser begleitet das Buch: wir konnten sie uns also in Fleisch und Bein vorstellen, und immer, wenn ein Kapitel zu Ende war, und man die Schneefelder bei Vendôme verließ, um in Paris dem Aufziehen der Nationalgarde beizuwohnen, kam es uns vor, als hätte sich eben einer der beiden Brüder leicht vor uns verneigt und durch einen sanften Druck der Hand die nächstfolgende Fassade des Schwanenhäuschens zum Vorschein gebracht. Namentlich wenn dabei Bemerkungen mit präzisen Inversionen, wie: *le même soir, en Bourgogne, une petite colonne péniblement cheminaut oder à la même heure, ce soir-là, Eugène sous sa petite tente grelottait* den Wechsel des Schauplatzes begleiteten, war die Ähnlichkeit frappant. Wir sagen das nicht mit der Absicht, zu tadeln. Was wir meinen, ist: das Drehen des Schwanenhäuschens ist eine der dem Genre anhaftenden Schwierigkeiten, und die Gebrüder Margueritte haben, scheint uns, ganz abgesehen von ihrer wahrhaft künstlerischen Leistung in pathetischen Momenten, alles in das Fach der bloßen *légèreté de main* gehörige mit vielem Geschick gehandhabt. Goethe sagt von der Gräfin Werthern in Neunheiligen: sie traktiert mit einer Leichtigkeit und einer anscheinenden Sorglosigkeit, daß man sie für ein Kind halten sollte, das nur auf dem Klaviere, ohne auf die Noten zu sehen, herumrutscht, und doch weiß sie immer was und wem sie spielt. Das gerade ist gar nicht der Eindruck, den der Vortrag der Marguerittes macht. Man könnte ihnen eher zu peinlichen Eifer vorwerfen, denn man sieht die Absicht, aber da sieß mit soviel Kunstfertigkeit „traktieren,“ wird man desungeachtet nicht verstimmt.

Um kurz die Hauptepisoden des Romans anzudeuten, so wird Eugène, der junge Ehemann, der am 15. Januar 1871 auf der Brücke von Saint-Jean-sur-Orve, unweit von Laval durch einen Granatsplitter verwundet worden ist, von seiner jungen Frau heimgebracht und stirbt infolge einer plötzlich eingetretenen Verschlimmerung seines Zustands in ihren Armen. Während sein Großvater den für sein Vaterland in den Tod gehenden Greis repräsentiert, ist er der jugendliche Held des Romans. Die Schilderung seines jungen Eheglücks und seines Märtyrertums ist das Rührendste und tiefst Empfindne, was man lesen kann. So, wie wir Deutschen, fühlen und denken diese Romanen nicht, das wird einem gerade bei ihm recht klar; aber ein ganzer und edler Mensch ist er doch, trotz allerhand Anwandlungen von beinahe hysterischer Erregbarkeit und Blutgier, die uns fremd und unheimlich anmuten. Die Hauptkatastrophe und, als Seelenmalerei, das Feinste im Buche ist der blutige Tod des Schlossherrn, der immer für den Krieg bis aufs Messer gewesen ist, sich aber um seiner Angehörigen willen gemäßigt und zurückgehalten hat, bis das Gut durch Einquartierung und Requisitionen zur Einöde und Ruine geworden ist, und die maßlose Rücksichtslosigkeit eines feindlichen Dragonerleutnants — hoffentlich Dichtung — auch seiner Geduld ein Ende macht. Der alte Herr lauert mit seinen Leuten im Wald einem deutschen Transport auf und erlegt mit seinem Remington aus dem Hinterhalt einen an der Spitze der Kolonne reitenden Unteroffizier, der uns als „blauer Kürassierwachtmeister“ bezeichnet wird.

Ein Rittmeister, „ein feiner Herr, der auf seine schlanke Taille und seine eifige Bornehmheit stolz ist, dabei auch an seiner tadellosen französischen Aussprache Gefallen findet,“ fällt das Todesurteil und läßt den alten Herrn am nächsten Morgen standrechtlich erschießen; seine Gattin überlebt ihn nur wenig Tage. Seine beiden Söhne und sein Enkel Louis, der Telegraphist, kehren unverseht aus dem Feldzuge zurück; Henri, der kleine Zuave, der an einem alten Kapitulantens Namens Kombart einen väterlichen Beschützer und Pfleger, man möchte sagen a dry nurse, gefunden hat, und dessen Glend auf dem Marsche der Ostarmee nach der Schweizer Grenze mit entsetzlichen Farben, aber leider streng wahrheitsgetreu geschildert wird, erholt sich in Freiburg i. d. S. von seinen Strapazen, während der Oberforstmeister Réal de Rairve, der als Geisel nach Stettin transportiert worden ist, brieflich Schreckliches über Mißhandlungen berichtet, die er und seine Leidensgefährten dort von „betrunkenen Pommern“ zu erdulden haben. Seinem Bruder, dem Fregattenkapitän, den der Montreadmiral Pothuau und später der Vizeadmiral La Roncière le Moury ihrem Stabe attachieren, geht am 21. Dezember bei Gelegenheit eines Ausfalls der Pariser Garnison gegen Le Bourget das Pferd durch. Er rennt dabei mit der Stirn gegen einen Pfosten und gerät schwer blessiert in deutsche Gefangenschaft. Wir finden ihn am Tage der Kaiserproklamation im Hospital des Versailler Schlosses wieder, was den Verfassern Veranlassung giebt, die Feierlichkeit im Spiegelsaal zu beschreiben. Sie schließen ihren Bericht mit den Worten: „Was hätte man uns inmitten der Gärten, in denen sich die Blüte der Nation gesonnt hatte, und über denen noch die Erinnerung an soviel Anmut, soviel ruhmreiche Thaten schwebte, in diesem Saale, der Zeuge der höchsten Triumphe gewesen war, Härteres anthun können als diese Proklamation, die so den prozigen (insolent) Bau des neuen Reichs auf die blutigen Trümmer unsers Vaterlands gründete!“

Wir wollen auf die Bezeichnung prozig (insolent), die einige Seiten weiter auch dem Tempo zu teil wird, worin unsre Reiterei durch das besetzte Land streift (le trot insolent des cavaliers), kein besondres Gewicht legen. Wir glauben, daß der Franzose dabei weniger an das Unberechtigte der Annäherung als an ein unbequemes Sichbreitmachen denkt, und daß er, wenn es ihm gerade in den Kram paßte, auch von der insolence des Montblanc sprechen würde. Aber so willig wir der patriotischen Erbitterung ihr Recht einräumen, so können wir doch die Bemerkung nicht ganz unterdrücken, daß in den tronçons du glaive bisweilen da, wo es sich um die Beurteilung deutschen Auftretens und Wesens handelt, eine Empfindlichkeit der Verfasser zu Tage kommt, die dem Buche vielleicht bei dem französischen Publikum nicht geschadet hat, aber doch dem Fremden, der sich objektiv zu urteilen bemüht, nach dreißig Friedensjahren etwas übertrieben erscheint.

Die Gegenwart der Deutschen besudelt (souille) eo ipso das Land und jeden Raum, den sie betreten; ihre blutigen, kotigen Stiefel, ihre harten Absätze, ihre Brutalität, ihr Appetit (voracité), ihre Sprache (les rauques syllabes étrangères), der in den Mannschaftsstuben hinterbleibende Geruch (odeur Prussienne) werden ihnen zum Vorwurf gemacht, als wenn es sich um Leute handelte, die sich zu ihrem Vergnügen bei einer vornehmen alten Dame einquartiert hätten, und ihr ganz unnötigerweise durch ihren Mangel an Lebensart unbequem geworden wären.

Eine leichte Heimsuchung sind feindliche Truppendurchzüge unter keinen Umständen, und das wissen alle, die aus Erfahrung reden können, als Gast ist nicht ein Regiment wie das andre: es giebt bequeme und unbequeme. Die, die man sich zu einem Bajonettangriff aussuchen möchte, sind nicht gerade die, die man Freunden als Einquartierung zuweisen würde. Nach dem Feldzuge hat man sich, ohne es besonders schlimm zu meinen, gegenseitig allerhand nachgesagt: bald sollten die, bald jene die schlimmsten gewesen sein. Wer selbst dabei war, kann am

wenigsten urteilen, denn er hat doch nur seine nächste Umgebung gesehen, und wenn diese außergewöhnlich umgänglich und zahm war, so beweist das nichts für den übrigen Haufen.

Nur eins möchten wir hier konstatieren, weil wir dabei in derselben Lage gewesen sind wie das militärisch besetzte Frankreich. Im Jahre 1866, als die preußischen Truppen im Königreich Sachsen, wie man sich auszudrücken pflegte, als Feinde hausten, ist ihnen, trotz der damals noch herrschenden sehr geteilten Gefühle, ganz allgemein und ohne jede Einschränkung das Lob musterhafter Mannszucht und sehr umgänglichen, genügsamen Auftretens gegeben worden. Wenn es 1870/71, während eines besonders harten Winters, bei großen Strapazen und gegenüber einem nicht immer bereitwilligen Entgegenkommen nicht ganz so glatt gegangen ist, so würde uns das nicht wundern. In wie weit in jedem einzelnen Falle das, was wir der Marguerittischen Schilderung entlehnen werden, nach der Ansicht der Verfasser in das Kapitel der Thatfachen gehören soll, oder auch von ihnen als Dichtung betrachtet wird, müssen wir dahingestellt sein lassen. Vielleicht erkennt der eine oder der andre Leser einen ihm bekannten Fall unter dem künstlerisch drapierten Gewande wieder; historische Kritik an einem Romane üben wollen, wäre verlorne Mühe.

Als erste Einquartierung auf dem Schlosse des Großvaters Réal werden uns hundert Mann sächsische Infanterie unter sieben Offizieren bezeichnet. Sie sollen grüne Röcke und Pickelhauben getragen haben. Da diese Zusammenstellung bei der Infanterie des zwölften Armeekorps nicht vertreten war — nur das Pionierbataillon entspräche dieser Beschreibung —, so müssen wir entweder annehmen, daß sie Pickelhauben und blaue Röcke trugen, oder wenn die Röcke, wie uns versichert wird, wirklich grün waren, so wären es Jäger gewesen, und sie würden keine Pickelhauben, sondern Tschakos auf gehabt haben.

„Die ersten Kolonnen des feindlichen Heers, heißt es auf Seite 306, kamen Ende Dezember (1870) nach Charmont. Das Gerücht ihres Anmarschs war ihnen vorausgeeilt. Der alte Jean Réal (der Großvater) war in den Morgenstunden ins Dorf vor gegangen. Ein Junge kam ganz außer Atem gelaufen und sagte dem Maire Pacaut, die Mlanen hätten auf dem Mocquartschen Gute übernachtet und hielten unten am Fuße des Abhangs. Allgemeiner Schrecken verbreitete sich, Thüren und Fenster wurden geschlossen, zur Verzweiflung des Maire, der Sorge hatte, man könne dadurch den siegreichen Gegner verstimmen; er zitterte für seine verantwortliche Person und beschwor Jean Réal, die Gemeinde nicht in Gefahr zu bringen, indem er sich zu heftigen, unüberlegten Handlungen hinreißen ließe. Es war ihm nun eigentlich leid, daß man nicht alle Gewehre vernichtet hatte.

Ob sie auf dem Schloß wenigstens gut verborgen wären, fragte er mit schwacher, ängstlicher Stimme.

Die Hälse Neugieriger streckten sich, Kinder kamen gestürzt, man hörte Pferdegetrappel auf dem Pflaster. In ihre Mäntel gehüllt trabten die Mlanen, die Lanze im Schuh, vorbei.

Den ganzen Nachmittag wartete Jean Réal und spähte schweren Herzens am Vorfaulfenster nach den Pickelhauben aus. Außer den Waffen der Dorfbewohner und den wertvollsten Andenken war nichts beiseite geschafft worden: alles war in gewohnter Ordnung an Ort und Stelle geblieben. An den Uhren setzten die Zeiger, als wenn sich nichts Ungewöhnliches ereignen sollte, ihren Kreislauf fort; in den Kaminen brannten helle freundliche Feuer; die Schloßbewohnerinnen schienen nichts an ihrer gewohnten Lebensweise geändert zu haben: nur etwas schweigsamer waren sie geworden, und etwas trauriger sahen sie aus.

Ach, wenn es nicht ihretwegen gewesen wäre! Wenn er nicht hätte fürchten

müssen, grausame Repressalien auf das Haupt der geliebten Frauen heraufzuschwören, wenn er nicht für seine Enkelinnen gezittert hätte! Der Leutnant von 1813, der es mit Österreichern und Kosaken aufgenommen hatte, war in ihm wieder erwacht. Es wäre ihm nicht darauf angekommen, seine Winzer mit Remingtons zu bewaffnen, und mit ihnen drauf loszuplagen. Aber was auf dem Gute noch zurückgeblieben war, waren alles alte Leute wie er. Und was sollte er thun, da er auf niemand als auf Lucache (den Schulmeister) und Fayet (den Feldhüter) rechnen konnte? Konnte er bei der allgemeinen Entmutigung gegen den Strom schwimmen? Konnte er die Gesinnungen des Orts ändern? Er hätte nicht bloß die von Charmont, sondern die der ganzen Umgegend, wo nicht gar die aller französischen Dörfer ändern müssen. Wie sollte er, wenn das Land sich nicht wehrte, allein der Flut der Invasion Widerstand leisten? Was konnte er anders thun, als sich in seinen Bau zurückziehen, mit untergeschlagenen Armen die Unbill der Requisitionen über sich ergehen lassen, so wenig hergeben als möglich, dem Verlangen, den Forderungen passiven Widerstand entgegenzusetzen? Auch das war ja noch eine Art von Protest.

Aber diese Blünderbande sollte es sich nicht etwa einfallen lassen, alles nehmen, sein Charmont zu Grunde richten zu wollen, das er so viele Jahre unter seiner Hand hatte wachsen und gedeihen sehen, die Gärten, die er so sorgsam verschönert, die Ställe, die er so solid gebaut hatte, die Keller voll Wein, die nach seinen Plänen entstandnen, von ihm mit Ephen bekleideten Gebäude. Er vergegenwärtigte sich mit peinlichster Genauigkeit den Umfang seines Besitzes: seine Weinberge, seine Wiesen, die Waldungen, worin er jeden, auch den schmalsten Steg kannte, und das geräumige Haus mit allen seinen Gelassen und Winkeln, seinen Böden und Zimmern, in denen ihm alles ein Teil seines Ichs, ein Zeitmal, ein Andenken war. Der Gedanke, daß sich Fremde daran vergreifen, daß lotige Stiefel über dieses Land weschreiten würden, dessen Furchen ihm ans Herz gewachsen waren, erschien ihm unerträglich und machte ihm die Unruhe des Wartens nur noch peinlicher. Und obwohl er darauf gefaßt gewesen war, die Pickelhauben im nächsten Augenblick erscheinen zu sehen, gab ihm doch deren Auftauchen ganz am untern Ende der nach dem Schloß führenden Allee einen gewaltigen Ruck. In dem öden Grau der Abenddämmerung wurde der schwarze Haufe immer größer. Schon hob sich die Gruppe der berittnen Offiziere von der übrigen Masse ab, schon hörte er das dumpfe, pendelartige Schwingen des Tritts; der Schatten der Nacht legte sich auf sein Herz.

Es blieb ihm nun doch nichts übrig, als vorzutreten und sich von dem Befehlshaber der Abtheilung, einem Major mit blondem Varte, der ein hartes, aber korrektes Französisch sprach, zur Unterbringung des Detachements auffordern zu lassen. Ein Rind, drei Schafe und Wein, hieß es, würde er zu liefern haben; außerdem Wohnung und Essen für sieben Offiziere. Es mußte für die Unterbringung der grünerückigen Sachsen auf dem Gesindehof Sorge getragen und eiligst diniert werden, um das Speisezimmer möglichst bald für die gegenwärtigen Herren und Gebieter von Charmont freizumachen. Zum erstenmal nahm Jean Réal sein Kartenspiel nicht zur Hand; man hatte sich, wie gewöhnlich, in den Salon begeben, wo man sich schweren Herzens halblaut unterhielt, und den ganzen Abend hörte man durch die Thüren laute Stimmen und Gelächter in einem Durcheinander von rauhen Kehltönen: mit ihnen drang der heiße Rauch großer Pfeifen ein, deren Geruch das Zimmer verpestete.“

Das ist einer der Fälle, wo es uns vorkommt, als wenn die Verfasser der zartfühlenden Empfindlichkeit einer feingebildeten französischen Familie eine Wichtigkeit beilegen, die neben der tragischen Größe zweier miteinander um den höchsten

Preis ringender Nationen etwas Zimperliches hat. Aber wir würden die Erzähler nicht unterbrochen haben, wenn ihr Bericht, dem wir an dieser einen Stelle nicht Wort für Wort gefolgt sind, nicht etwas nach unsern Barbarenbegriffen überaus Merkwürdiges enthielte.

Es heißt nämlich im Text wörtlich: *Toute la soirée, dans le salon, où comme d'habitude on se tint* (wieder die anmutige Inversion), *parlant bas, le coeur serré, on entendit à travers les portes les grosses voix et les rires passer, en brouhaha de syllabes rauques, avec l'aère fumée des grosses pipes, dont l'odeur empestait...* und es drängt sich uns, wenn wirklich die Familie Réal, wie uns versichert wird, das laute Gespräch der Sachsen in Begleitung von deren Pfeifenrauch durch die Türen dringen hörte, die begreifliche Frage auf: waren die Réals so zartbesaitet, daß sie allerhand Gerüche mit dem Gehörsinn wahrnahmen, oder beschränkte sich diese außergewöhnliche Leistung auf deutschen „Wachtmeister,“ der ja ohnehin auch die keinem andern Rauche zugesprochne Eigenschaft hat, daß man ihn „mit dem Messer schneiden“ kann?

„Sprachlos auf einem Fauteuil sitzend gab die alte Marceline (die Gemahlin des Schloßherrn) ihren Zorn nur dadurch zu erkennen, daß sie in nervöser Weise mit ihren verknöcherten Fingern auf ihr Brillenfutteral klopfte. Jean Réal ging auf und ab, in ein Schweigen versunken, das Marcelle und Rose (die beiden jüngsten Entelinnen) nicht zu unterbrechen wagten. Sie wußten nicht, wie ihnen geschah bei diesem Bruche mit allen hergebrachten Gewohnheiten, in der bedrückenden Anwesenheit fremder Erscheinungen, die der ältern wie eine Demütigung vorkam und die kleine mit Neugier und Furcht erfüllte.

Gabriellen und Marien (der Gattin und der jungverheirateten Tochter des ältesten Sohnes), die, Hand in Hand, auf einem niedrigen Kanapee saßen, fehlte der Mut, sich zu unterhalten. Von Zeit zu Zeit drang von außen durch die geschlossenen Läden ein Geräusch, der gedämpfte Klang der von den Sachsen gesungenen Lieder...

Im Schloß kam man spät zur Ruhe: die Nacht lag so still über dem vom Feinde besetzten Lande, daß Jean Réal, der ans Fenster getreten war, Charmont noch für frei und unberührt hätte halten können. Am Morgen zogen die Sachsen in guter Ordnung (*avec ordre*) ab. Der Major hatte den Schloßherrn vor dem Abmarsch in Begleitung seiner Offiziere begrüßen wollen. Er hatte seinen Namen genannt, hatte in schicklicher Weise (*en termes dignes*) gedankt und hatte dann, da Herr Réal schwieg, gesagt (*murmure*): Ein großes Unglück, dieser Krieg. Und dann, da ihm an der Wand des Rauchzimmers ein alter Säbel aufgefallen war, hatte er sich erkundigt. Réal, der die Sprache wiedergewonnen hatte, sagte kurz (*jeta*): Ich habe unter Napoleon gedient... Der Major wiederholte mit Achtung: Ah, Napoleon... und in diesem Worte war alles enthalten, was der Lauf der Zeit und das wechselnde Geschick mit sich gebracht hatten.“

Wenn sich die Dinge so zugetragen haben, wie sie geschildert werden, so bedauern wir, daß die rücksichtsvolle Höflichkeit des sächsischen Majors dem Schloßherrn Gelegenheit gegeben hat, eine ihm von sieben deutschen Offizieren feinsühlenderweise erwiesene Aufmerksamkeit schweigend entgegenzunehmen, als ob er der Kaiser von Tes und Marokko wäre, und die sich Verabschiedenden seine Vasallen. Unsere Landsleute konnten so etwas um so weniger voraussehen, als die Blüte der Nation (*la fleur de la race*, wie sich die Verfasser Seite 404 ausdrücken) auch während des 1870er Kriegs in den uns bekannten Fällen den bei ihnen einquartierten deutschen Offizieren gegenüber die alte vornehme Tradition aufrecht erhalten hat, nach der es für sie überhaupt für Leute eines gewissen Schlags einen Feind nur auf dem Schlachtfeld giebt, und wenn er ihnen bewaffnet, Auge in Auge,

gegenübersteht. Das Verdienst, das französische Nationalgefühl zu tierischer Vernichtungswut entfacht zu haben, nehmen die sogenannte große Revolution und die chauvinistische Presse in Anspruch. Nach dem, was uns von der Familie Réal und deren Sippe berichtet wird, waren an ihren Schwertmagen richtige Thugs und Mandschus verborben: der Großvater erlegt einen „blauen Kürassierwachtmeister“ auf dem Anstand; der Schwiegersohn wird nur mit Mühe durch den General Thoumas an der völkerrechtlich verpönten Verwendung von Phosphorfüllung für Explosivgeschosse gehindert; der Enkel stürzt sich meuchlings auf einen ihm den Rücken zulehrenden, barhäuptigen deutschen Offizier und spaltet ihm den Schädel; der die Pampasjäger kommandierende Vetter überfällt eine Alanenbedette wie ein Drang-Utan (il étendait les mains, les enfonçait dans le cou de sa proie: il éprouvait à cet étranglement une joie sauvage). Das einzige nach unsern Begriffen ritterliche Wesen in der Familie scheint George de Nairves Pferd gewesen zu sein. Daß die Sache, als es auf seine eigne Hand Le Bourget gestürmt und so doch wenigstens einen ehrlichen Angriff von vorn gemacht hatte, nicht besser abgelaufen war, wird wohl daran gelegen haben, daß sein Reiter ein Fregattenkapitän war, der sich vermutlich auf das Steuern eines Schiffes besser verstand als auf das eines Schlachtrosses.

Wie loyal in ihrer Art die Verfasser sind und bereit, etwaiges Gute, das ihnen von den deutschen Truppen zu Ohren gekommen ist, zu vermelden, beweist der den Bericht über die Anwesenheit der sächsischen Grünröcke in Charmont beschließende Paragraph. „Im Dorfe, meldete Fayet, der Feldhüter, war alles gut abgegangen. Man klagte aber doch über die Requisitionen: Fourage und Vieh, das sie mitgenommen hatten (enlevé): man konnte sich über ihren furchtbaren Appetit (ces appétits d'ogres) nicht beruhigen: alles war wie in einem Schlund verschwunden gewesen: Brot, Speck, Kartoffeln und Fleisch. Im übrigen hatten sich nur die Speisefammern über sie zu beklagen gehabt. Sie waren nicht ungebärdig (pas mauvais diables) und gegen die Frauen höflich gewesen, sie hatten für Haus und Herd geschwärmt; mehrere von ihnen hatten Kinder auf den Schoß genommen. Durch Célines (der Tochter des Feldhüters) Gegenwart veranlaßt hatte ein Soldat in seinem Randerwelsch von einer Braut gesprochen, die er zu Hause gelassen hatte.“

Aber das Bild sollte sich trüben. Wie eine Völkerwanderung sehen wir die norddeutschen Stämme in langem Zuge das unglückliche Charmont auslaugen, bis es schließlich, nach dem Angriff auf die Transportkolonne, bei dessen Schilderung das seines Wegs ziehende Kommando von den Gebrüdern Margueritte geistlich nicht anders als das Wild (le gibier, la bête) bezeichnet wird, und nachdem der Dorftröddel (l'Innocent) einem requirierenden Alan mit dem Rasiermesser die Gurgel abgeschnitten hat, partiell abgebrannt und moderiert devaschiert wird. Auch die niedliche Tochter des Feldhüters, mit der der kleine Zuave en herbe ein unverfängliches, sehr hübsch beschriebenes Tschelmechtel gehabt hatte, wäre dabei, wenn wir den Verfassern glauben wollen, der rohen Leidenschaft eines deutschen Reiters (Alan oder blauer Kürassier, „une de ces brutes“) zum Opfer gefallen.

Eine Schwadron pommerischer Dragoner, die zwei Tage später den Sachsen folgt, findet in den Augen der Verfasser keine Gnade.

„Die Dragoner, mit langem Haar und unrasiert, sahen wie verhungerte, verwilderte Tiere aus. Der Hof, mit dem in Haufen zusammengelegten Sattel- und Zaumzeug, mit aufgerissenen Heubündeln, mit dem Brunnen, woran die kotigen Brauen getränkt wurden, sah wie das Lager einer Horde aus. Die Offiziere, hochgewachsene massive Landsknechte, schimpften, weil das Essen auf sich warten ließ. Als sie satt (repus) waren, erschienen sie im Salon und fanden es nicht am Plage, daß sich die Damen schleimigst entfernt hatten. Von ihrem Zimmer aus

mußten diese das verletzende Jubeln der Fröhlichen und die auf dem Klavier gespielten Polkas und Walzer mitanhören. Jean Réal konnte seinen Zorn nicht verbergen, als Germain (der alte Kammerdiener) ganz betreten und vor Aufregung an den Händen zitternd mit der Meldung kam, sie verlangten Champagner.

Für sie giebt es keinen. Warte, ich werde es ihnen selbst sagen gehn.

Gabrielle (seine Tochter) hatte Mühe, ihn davon abzuhalten, während Marceline (seine Gattin), um die Sache ins Gleiche zu bringen, Germain ins Ohr sagte, er möchte einige Flaschen Schaumwein vom letzten Jahrgang auftragen, von dem ersten Haufen links im Keller. Das Klavier ertönte von neuem von harten Akkorden. Endlich kamen trunkne Schritte und Säbelgerassel die Treppe herauf: plötzlich hörte man das Geräusch eines schweren Falls und eines Absturzes. Das freute Marcelle und Rose, die herausplakten und sich vor Lachen die Seiten hielten. Am nächsten Morgen machten sich die Pommern ohne Sang und Klang davon. Alles Reine-machen war vergeblich: im Gefindehaus blieb ein unbeschreiblicher Geruch, scharf und grandig, der Preußengeruch, wie Marcelle ihn getauft hatte. In einem der Schlafzimmer fehlte eine kleine silberne Wanduhr, dafür zeigte das Nebenzimmer, dessen Fauteuils mit den Sporen zerschligt waren, dem Beschauer in dem aufgezognen Fach einer Kommode — nein, wir ziehn doch vor, nicht zu sagen, was.

„Im Dorf hatte die Freude sehr abgenommen. Der Wein hatte die Pommern ungemütlich gemacht. Massart (ein wohlhabender, aber gesinnungsuntüchtiger Tischler) dessen entgegenkommendes Betragen ihnen verdächtig vorgekommen war, hatte einen Faustschlag ins Gesicht bekommen und lief mit einem blauen Auge herum. Diesesmal hatte man ohne Bedenken genommen, was man gefunden hatte, man hatte die Verstecke untersucht, hatte die Fässer eingeschlagen . . .

Es war schneidend kalt geworden. In dem schönen Gelände mit den friedlichen, sanftgeschwungenen Linien seines Horizonts sah man nichts als verödete Steppen, auf denen sich die Dörfer, die Wälder, die Nußbäume längs der Wege unter dem schwer und tief herabhängenden Wolkenhimmel wie schwarze Flecke von der Schneefläche abhoben. Die sonst so milde Luft biß wie trockner schneidender Nordwind. Es war nichts Lebendes zu sehen als der Flug scharenweis zusammenhaltender Krähen, und immer von neuem, einer sich über die öde Fläche hinwindenden Schlange vergleichbar, das Gewimmel von Transportkolonnen und Truppen. Der Boden schien erstarrt, eingefroren bis in seine innersten Tiefen. Auch die Quellen hörten auf zu fließen. Auf der wie versteinert aussehenden Voire wechselten glatte Eisfelder mit chaotischen Wirrsalen durcheinandergeworfener Schollen. Die erstaunliche Strenge des Winters, die sich zu dem über das Land hereingebrochnen Kriegselend gesellte, schwang ihre schreckliche Geißel wie ein unheimliches Strafgericht, eine zweite Plage.

Da gab es eine ununterbrochne Reihe hungernder und durstender Schwärme, deren Durchzug das Land verheerte, endlose Infanteriekolonnen, Massen von Pferden mit Reitern auf ihren Rücken und Kanonen an ihren Strängen. Kein Tag ging vorüber, ohne daß Charmont hunderte von hungrigen Magen zu verquartieren gehabt hätte. Es kamen schwer dahinschreitende Infanteristen durch, deren Bärte auf die dunkeln Waffenröcke herabreichten. Von Müdigkeit übermannt, nach zäher Ausdauer und Mannszucht aussehend, machten sie den Eindruck, als schleppten sie an ihren Sohlen das Gewicht aller der Tagemärsche, die sie seit dem Verlassen des heimatischen Bodens in dem eroberten Lande zurückgelegt hatten. Es kamen heffische Dragoner durch und bayrische Chevaulegers, weiße Kürassiere und blaue Husaren. Ihre breiten Schultern trugen prozige Köpfe, auf deren Gesichtern sich der Stolz des Siegers in den unter dem Sturmriemen des Helms scharfangezognen schweren Kinnladen kundgab.

Im Schlosse machte man sich unter dieser doppelten Heimjuchung, durch den Krieg und durch den Winter, so klein als möglich. Man sprach in kurzen Sätzen, mit leiser Stimme; man duckte sich in Verzweiflung. So groß war die Gefräßigkeit dieser schwerfälligen Leiber, daß sie unausgesetzt hamsterten und dabei unglaubliche Mengen von Schweine- und anderm Fleisch verschlangen. Die Soldaten nudelten sich mit rohem Speck; die Offiziere tranken, da kein Champagner gereicht wurde, den Schaumweinfeller leer. An die gleichmäßige Wärme ihrer Öfen gewöhnt, unterhielten sie riesige Feuer, indem sie die Holzstücke lunterbunt in die Ramine warfen oder kerzengerade darin aufstellten. Der Vorrat fürs Jahr war mitunter in acht Tagen verbrannt. Die Marmorplatten der Ramine platzten. Man hatte kaum Zeit, alles zwischen jedem Schub (fournée) wieder in Ordnung zu bringen.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ein Beitrag zur Frage der mitteleuropäischen Zollunion. Auf dem letzten Binnenschiffahrtkongreß in Breslau hat Dr. Vosberg-Neckow die Frage von Zolleinigungen in Mitteleuropa vom Standpunkt der Verkehrspolitik erörtert und ist dabei zu folgenden Schlüssen gelangt: Eine Zolleinigung mit Österreich müßte folgerichtig auch Ungarn umfassen; mit Holland wäre sie leicht und vorteilhaft, mit der Schweiz ohne wesentliche Erschütterungen durchführbar, aber die Vereinigung mit Österreich würde eine so schwere Krise für so viele Industriezweige bedeuten, daß sie durch den erreichten Vorteil vielleicht gar nicht aufgewogen werden dürfte. — Diese Ansicht blieb jedoch nicht unwidersprochen, indem von deutsch-österreichischer Seite die Zollunion als notwendig und durchführbar bezeichnet wurde. Nach den vorliegenden Berichten ist sowohl in dem Referat als auch in der sich daran knüpfenden Debatte das rein politische Gebiet nicht gestreift worden, aber es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die erwähnte Kundgebung für die Zollunion mindestens ebenso sehr aus politischen und zwar aus nationalpolitischen Gründen wie aus wirtschaftlichen erfolgte. Das ist auch ganz natürlich. Die Forderung nach einer Zollunion mit Deutschland hat längst in mehrere deutsche Parteiprogramme in Österreich Eingang gefunden. Daß das aus wirtschaftlichen Gründen geschehn wäre, läßt sich allerdings kaum behaupten. Es waren die vorgeschrittenen deutschen nationalen Parteien, die damit den Anfang machten, und zwar ohne sich über die wirtschaftliche Bedeutung der Sache klar zu sein. Man glaubte eben, in der Zollunion die Form für den staatsrechtlichen Wiederanschluß Österreichs an Deutschland gefunden zu haben. Das ist der Standpunkt, von dem aus die Mehrheit der Freunde der Zollunion in Österreich diese Frage betrachtet, und darum ist es vielleicht nicht überflüssig, die deutsche Öffentlichkeit zur Untersuchung der nationalpolitischen Konsequenzen anzuregen, die eine Zollunion zwischen beiden Reichen für Deutschland haben würde.

Zu Anfang dieses Jahres veröffentlichte ein französischer Publizist eine überaus pessimistische Betrachtung über die handelspolitische Lage Frankreichs. In Deutschland und Österreich — das ist der Kern seiner Darlegungen — nähmen die Freunde einer Zollunion zwischen beiden Staaten zu. Für Frankreich eröffneten sich damit die düstersten Aussichten. Deutschland habe schon heute Frankreich einen großen Teil seines Weltmarkts entziffen. Kame nun die Zollunion zwischen Deutschland und Österreich zustande, dann würde die deutsche Industrie einen neuen, un-